

## Wie aus chinesischen Bauern Gastarbeiter im Krieg wurden



Foto: In Flanders Fields Museum, Belgien

Das erste Angebot der chinesischen Führung, Soldaten zu schicken, lehnten die Briten noch ab, 1916 nahmen sie Hilfe an: China schickte Arbeiter – zwischen 20 und 40 Jahre, im Schnitt 1,80 Meter groß und viele Kampfkunst-erprobt – nach Frankreich.

Die chinesischen Studenten, die für Offiziere übersetzten, waren auch Bildungshelfer. Die Gastarbeiter organisierten Alphabetisierungsprogramme. Für die Gründungsväter der kommunistischen Partei galten sie als Pioniere.



Foto: In Flanders Fields Museum, Belgien

# Die heimliche Kriegsleihgabe aus Fernost

Mehr als 140.000 Arbeiter schickte China im Ersten Weltkrieg nach Frankreich. Ihre Geschichte geriet in Vergessenheit, obwohl sie den Kriegsverlauf und auch die Entstehung der kommunistischen Volksrepublik prägten – mehr als der Partei lieb war.

Fabian Kretschmer aus Peking

Zu Tausenden standen die Männer Schlange, ganze Landstriche reisten am 15. November 1916 ins Hafenviertel nach Weihei – oder „Way High“, wie die britische Armee ihr damaliges Pachtgebiet an der chinesischen Ostküste taufte. Dort würden die ausländischen Offiziere Arbeitskräfte suchen, vernahmen die chinesischen Bauern. Sie hörten von der üppigen Bezahlung und dass es in ein Land gehen solle, das nicht nur auf demselben Breitengrad liegt wie ihre Heimatprovinz Shandong, sondern auch ebenso viele Einwohner zählt: Frankreich. Nach etlichen medizinischen Tests und rigidem militärischem Training blieben nur die belastbarsten Arbeiter übrig: im Schnitt 1,80 Meter groß, zwischen 20 und 40 Jahre alt, viele Kampfkünste-erprobt. Welche Gefahren sie in Europa erwarteten, merkten sie erst, als sie in Schiffe verfrachteten Westen fuhren.

### Arbeiterlieferung

Während in Europa der Erste Weltkrieg wütete, war die drei Jahre vor Kriegsbeginn gegründete erste Republik Chinas vor allem mit ihren inneren Wirren beschäftigt. Erst im August 1917, nachdem japanische Streitkräfte die Hafenstadt Qingdao belagerten, erklärte China den Mittelmächten den Krieg. So die bekannte Geschichtsschreibung.

Doch bereits 1915 bot China den Briten heimlich an, Soldaten nach Europa zu schicken – was diese damals ablehnten. Nur ein Jahr später, als bei der Schlacht an der Somme allein im ersten Monat mehr als 180.000 britisch-französischen Soldaten starben, kam den geschwächten Westmächten das erneute Hilfsangebot, diesmal statt Soldaten Arbeiter zu schi-

cken, mehr als gelegen. Nur eine Bedingung stellten die Chinesen: Ihre Landsleute dürften nicht in direkte Kampfhandlungen verwickelt werden. Ein Vertragspunkt, den die Europäer jedoch bald brachen. Die Arbeiter schufteten in Fabriken, transportierten Munition, beerdigten die Gefallenen und räumten ganze Frontgebiete auf. Ein gefährlicher Auftrag, den viele nicht überlebten: Mehr als 500 Mann starben bereits bei der Überfahrt durch einen deutschen Torpedoangriff, Hunderte weitere verloren ihr Leben im Bombenhagel oder aufgrund der grassierenden Grippeepidemie. Bis Kriegsende stieg die Zahl der Todesopfer auf nahezu 3000 an.

Das chinesische Staatsfernsehen, das sich erstmals 2009 in einer aufwändig produzierten Dokumentationsreihe mit der Beteiligung des Landes am Ersten Weltkrieg auseinandersetzt, proklamiert gar 20.000 Tote – eine Zahl, die zwar jeglicher wissenschaftlichen Grundlage entbehrt, doch offenlegt, dass auch ein Jahrhundert später die Geschichte der chinesischen Arbeitskräfte immer noch politisch instrumentalisiert wird.

Ihr Schicksal wurde lange totgeschwiegen: Während des Kriegs versuchte China, die Entsendung der Arbeiter aus militärischen Gründen geheim zu halten – es verletzte ja seine Neutralität. Frankreich und Großbritannien passte es nicht in ihr eurozentrisches Weltbild, auf die Hilfe des armen, unterentwickelten China angewiesen zu sein. Und in der 1949 ausgerufenen Volksrepublik folgte man der kommunistischen Sichtweise, nichts mit einem imperialistischen Krieg zu tun zu haben.

„Ich war selbst geschockt, als

ich entdeckte, wie stark China vom Ersten Weltkrieg beeinflusst wurde“, sagt Xu Guoqi, Geschichtswissenschaftler an der Universität Hongkong.

Der für China enttäuschende Friedensvertrag von Versailles, der dem verfeindeten Japan das ehemals deutsche Pachtgebiet Kiautschou an der chinesischen Ostküste zusicherte, Chinas Kriegsbeteiligung jedoch nur mir ein paar alten astrologischen Gerätschaften aus der Qing-Dynastie würdigte, trieb im Mai 1919 tausende Studenten auf Pekings Straßen. Die Proteste gingen als Bewegung des 4. Mai in die Geschichte ein – die erste politische Massenbewegung des Landes und gleichzeitig die Geburtsstunde des chinesischen Sozialismus.

Seit seinem Doktorstudium in Harvard forscht Professor Xu über die chinesische Kriegsbeteiligung, seine Publikationen waren nicht zuletzt dafür mitverantwortlich, dass China anfang, sich mit

diesem Kapitel seiner Vergangenheit auseinanderzusetzen.

Für die Gründungsväter der kommunistischen Partei waren die Gastarbeiter im Ersten Weltkrieg Pioniere: Deng Xiaoping, Zhou Enlai und viele weitere zogen in ihrer Jugend für Arbeits- und Studienprogramme nach Frankreich. „Dort folgten sie direkt den Fußstapfen der chinesischen Arbeiter“, sagt Xu.

### Gelehrte Vagabunden

Eine besondere Rolle kommt den Studenten aus Fernost zu, die den Offizieren als Übersetzer dienten. In ihrer freien Zeit entwickelten sie Alphabetisierungsprogramme für die Arbeiter, sodass bis Kriegsende nahezu zwei Drittel von ihnen lesen und schreiben konnten.

Einer der Studenten, Yale-Absolvent James Yen, widmete später sein gesamtes Schaffen der „ländlichen Wiederaufbaubewegung“, die weite Teile der Landbevölkerung Chinas alphabetisierte.

„Würden die Chinesen von der Bevölkerung während des Kriegs noch wohlwollend aufgenommen, mussten sie kurz danach als Sündenbock für alle Verbrechen herhalten“, sagt Dominiek Dendooven, der vor drei Jahren für das „In Flanders Fields“-Museum im belgischen Ypern die erste große Ausstellung zum Thema kuratierte, im STANDARD-Gespräch.

Es sind so gut wie keine Besitztümer der Arbeiter erhalten geblieben, dennoch machte Dendoovens Team einen überraschenden Fund: aufwändige, mit Drachen und chinesischen Schriftzeichen dekorierte Muschelschalen.

Auf einer ist ein mehr als tausend Jahre altes Gedicht aus der Tang-Dynastie eingraviert: „In meiner Heimat habe ich mit Gelehrten verkehrt, hier bin ich nur ein Vagabund. Ich habe gehört, dass die Pflaumenblüten heuer schon früh erblühen; es ist kein Vergleich zum Frühling in diesem Land.“

## Ewige Lehren für das Soldatenhandwerk

Parallelen im Zugang zu neuen Technologien reichen bis zum Cyber-War

Conrad Seidl

Was man im heutigen Bundesheer noch vom Ersten Weltkrieg lernen kann? Der Militärgeschichtler und langjährige Ausbildungsverantwortliche

Rolf Urrisk sieht sich zunächst verleitet, mit einem „gar nichts“ zu antworten: „Es hat sich ja praktisch alles verändert.“ Oder, korrigiert er sich umgehend: „Es gibt ein paar Dinge, die sich nie verändern, die damals wie heute gelten, die damals wie heute Versäumnisse darstellen.“

Worauf es ankomme, sei die Vorbereitung: Die Bevölkerung, die Politik und das Militär müssten auf einen Einsatz vorbereitet sein. Urrisk: „Wenn das Bundes-

heer zu einem Einsatz nach Afrika verlegt, wird die Bevölkerung nicht darauf vorbereitet – schon gar nicht darauf, dass es bei einem Einsatz auch Tote geben kann.“

Als militärische Vorbereitung gilt natürlich der Drill – „das militärische Kleingewerbe muss geübt werden“, sagt Urrisk. Aber mit dem Drill- und Exerzierdienst, der in der Monarchie exzessiv betrieben wurde, sei es eben nicht getan: Die drillmäßige Beherrschung von Waffen und Gerät diene ja nur dem Zweck, im Ernstfall den Kopf freizuhaben, wenn es um Entscheidungen geht. Denn im Einsatz wird von jedem Soldaten Entscheidungsfähigkeit verlangt – vorbereitet wird sie aber längst nicht in allen Armeen.

Eine weitere Lehre kann man im Zugang zu technologischen Entwicklungen ziehen. Im Bundes-

heer zitiert der Leiter der Abteilung Cyber Defence, Oberst Walter Unger, gerne den italienischen Generalstabsoffizier und Wehrtechnik-Vordenker Giulio Douhet, der bereits 1912 als einer der ersten Theoretiker Regeln für den Luftkrieg publiziert hatte. Dies aus der Überlegung, dass Kriege „eines Tages allein durch den Einsatz von Flugzeugen entschieden“ würden – was sich spätestens beim Krieg um den Kosovo 1999 bewahrheitet hat. Die Parallelen zum Krieg im Netz liegen nahe.

Im Ersten Weltkrieg war die Bedeutung der Luftwaffe von den meisten Kriegsparteien unterschätzt worden, das ambitionierteste Flugzeugprogramm hatte Russland. Österreich hat die Forderung von Franz Conrad von Hötzendorf, 1200 Flugzeuge in Friedenszeiten zu bauen, verworfen.

WIE WIRKT  
1914 NACH?

